

„Anmutiges Waldland“, „Steckerleswald“, Wirtschaftswald, Naturreservat – ein (mehr historischer) Streifzug durch die bayerischen Waldungen

Bayern ist auch im 21. Jahrhundert immer noch ein Waldland. Ein Drittel der Fläche des Freistaats ist Wald geblieben und diese rund 2,5 Millionen Hektar machen knapp ein Viertel der Waldfläche der gesamten Bundesrepublik Deutschland aus. Der Wald, vom Menschen verändert, gerodet, neu angelegt, prägt entscheidend das Bild der Landschaft, vom Spessart im Norden bis zum Gebirgswald im Süden.

Der Spessart

„Mit seinen sanft gerundeten, breit hingelagerten Höhenzügen hat er den Charakter eines Rückengebirges, vielfach geteilt und umspielt von zahlreichen, tief eingeschnittenen, oftmals gewundenen Wiesentälern, die sich nur im Bereich der Ortschaften zur offenen Feldflur weiten“, zeichnete Karl Sinner („Der Spessart, eine Landschaft im Umbruch“) liebevoll sein Bild. „Ein anmutiges Waldland, dessen Waldreichtum nicht erdrückend, sondern heiter wirkt, da seine heimische und standortgerechte Laubholzbestockung, soweit noch vorhanden, jahreszeitlich stets wechselnde Farben, Bilder und

*„Anmutiges Waldland“: Buchen im
Hochspessart.*



Konturen in die Landschaft zu zaubern vermag. So ist der Spessart ein Kleinod unter den Waldgebieten.“

Es wird als wahrscheinlich angenommen, dass im Spessart schon Karl der Große jagte wie Jahrhunderte später der Staufer Friedrich I. Barbarossa. Die Jagd war die Hauptbedeutung für den großen Wald im Mainviereck und sie blieb es auch, als der Spessart vor über 1000 Jahren als Lehen in das spätere Kurerzbistum Mainz überging. Die Mainzer Herren nutzten das nur von zwei Handelsstraßen durchzogene Waldgebiet fast ausschließlich für das Waidwerk, jahrhundertlang waren jede möglicherweise störende Ansiedlung und selbst jegliche Nutzung durch die vorhandenen Jagdfrondörfer untersagt. Im kurmainzischen Hofjagdgebiet wurde auf die Laubholzbestockung großer Wert gelegt, Eichen- und Buchenbestände mussten als Nahrungsgrundlage für das Wild geschont werden. Jagd- und Forstbann wirkten sich für die Eichen- und Buchenbestände durchaus segensreich aus, der Hochspessart konnte in seinen Kernbereichen große Flächen der ursprünglichen Bewaldung erhalten, sodass er Mitte des 19. Jahrhunderts sogar als „eigentliche Heimath der Waldungen“ gefeiert wurde.

Es ist gewiss der Besonnenheit der Förster vor Ort zu verdanken, dass sich heute im Hochspessart noch große Eichenbestände von beträchtlichem Alter finden, deren Wert nur sehr unzureichend in Geld ausgedrückt werden kann, ein vielhundertjähriges Erbe, das in jährlicher Pflege bewahrt wird.

Eine ganz andere Entwicklung durchlief der Nordspessart, den Kurmainz zur Holznutzung begrenzt freigegeben hatte. In Flusstälern wurden Bodenschätze abgebaut. An Bachläufen entstanden neben Mehl- und Ölmühlen auch Säge-, Schleif- und Kupfermühlen. Hammerwerke dienten der Verarbeitung der Erze, Glashütten wurden errichtet. Der Aufwand für den Rohstoff Glas, der zu Fenster- und Spiegelglas, Bechern, Flaschen und Butzenscheiben verarbeitet wurde, war enorm – ein Aufwand, den der Wald decken musste. Gewaltige Holzmengen wurden in den Schmelzöfen verheizt oder zur Gewinnung der für die Glasherstellung benötigten Pottasche verbrannt.

Um den ausgebeuteten Waldboden überhaupt noch mit Bäumen bedecken zu können, ließen die Förster anspruchslose Nadelhölzer säen und pflanzen. Ursprünglich als reine Zwischengeneration gedacht, überwiegt der Nadelwald heute im Nordspessart. Die Forstleute sind dabei, langfristig den Anteil der ursprünglichen Laubholzarten, vor allem der Buche, wieder zu erhöhen.

Der Frankenwald

Vor allem die Flößerei war es, die den Frankenwald und seine Menschen prägte. Im Frankenwald waren die langschäftigen Tannen als (Schiffs-)Bauholz sehr gesucht, die von fränkischen Floßmeistern über Rodach, Main und Rhein bis nach Holland gebracht wurden. Aufkäufer für holländische Reedereien kamen auch selbst in den Frankenwald und prüften am Klang eines silbernen Hammers, ob die angebotenen Baumstämme als Schiffsmasten tauglich waren. „Amsterdam ist auf dem Frankenwald erbaut“, war ein gängiger Spruch. Zu geradezu zügelloser Raubwirtschaft kam es, als der Frankenwald Anfang des 19. Jahrhunderts zum Rohstofflieferanten für Napoleons Flotte wurde.

Für die Floßherren war das Geschäft sehr einträglich. Das belegen nicht nur stattliche, heute noch bestehende Häuser der Floßherren, sondern das zeigte auch ihre Kleidung, die mit Stolz bis weit ins 19. Jahrhundert getragen wurde: Gehrock und Weste mit silbernen Knöpfen, Kniebundhose, weiße Strümpfe, schwarze Halbschuhe mit silbernen Schnallen, ein buntes Halstuch und ein zylinderartiger Hut.

Die Folgen der Großkahlschläge machten sich indessen schnell bemerkbar: Der schützende Wald fehlte, der fruchtbare Waldboden wurde im nieder-



Der Frankenwald zeichnete sich durch gute Tannenbestände aus. Die Aufnahme des Forstamtes Zeyern aus den 1920er Jahren zeigt die Bringung der Blöcher und des Langholzes über so genannte Lassen. Die Hänge sind bereits natürlich mit Tanne und Fichte verjüngt, während auf den Bergkuppen die Alttannen bis zur vollständigen natürlichen Verjüngung stehen bleiben.

schlagsreichen Gebiet abgetragen. Auch die durchgeführten Fichtensaatendeckten den Boden nur notdürftig, beigemischte Tannen, Ulmen, Eschen und Ahorne gingen verloren. Erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts – der Frankenwald war 1810 an die bayerische Krone gefallen – konnte sich die Forstverwaltung wieder optimistisch geben, denn „die Nadelhölzer zeigen unter sonst günstigen Verhältnissen treffliches Gedeihen in allen Höhenlagen“. Sorge bereiteten jedoch die orkanartigen Stürme, die das oberfränkische Bergland mit einer gewissen Regelmäßigkeit immer wieder heimsuchten: Aus dem Jahr 1868 etwa wurde berichtet, dass die Leistungsfähigkeit von 132 Sägemühlen nicht ausreichte, um die Unmengen der geworfenen Stämme zu verarbeiten.

Das Fichtelgebirge

Ob der Name nun von Fichten oder von Wichtelmännchen kommt, darüber ließe sich trefflich streiten. Gar so an den Haaren herbeigezogen wäre der zweite Ursprungsname jedenfalls nicht, denn Wichtelmännchen sind im Volksglauben ja kleine Erdgeister, geschickte Schmiede und Bergleute, die große Schätze hüten. Und Schätze barg dieses Bergland so viele, dass man im 14. und 15. Jahrhundert von des „Deutschen Reiches Erzkasten“ sprach. Eisen, Zinn, Blei, Silber und viele Gesteinsarten wurden in beträchtlichen Mengen gewonnen – und auch Gold. In manchen Wochen sollen es Mengen im Wert bis zu 2800 Goldgulden gewesen sein und dieser „Goldtausch“ lockte Abenteurer bis aus dem fernen Venedig an.

Die Kehrseite der Medaille: Bodenschätze lieferte das Gebirgsland reichlich, aber Braun- oder gar Steinkohle waren nicht darunter, also bediente man sich des Holzes, das schnell weniger wurde, zunächst in der Umgebung der Eisenhämmer, dann durch die Köhlerei, aber auch flächig im Gebirge. Die Glashütten benötigten Pottasche und die Harzscharrer, die die

kraftvollsten Nadelholzstämmen anzapften, um das vielfältig verwendete Pech zu gewinnen, trugen ebenfalls fleißig zur Vernichtung ganzer Waldbestände bei.

Anordnungen, um den Verwüstungen der Wälder Einhalt zu gebieten, wurden schon um die Wende zum 16. Jahrhundert erlassen – recht erfolglos freilich, weil die Forstknechte oftmals nicht einmal wussten, wie weit ihr Revier überhaupt reichte. Die Jagdleidenschaft der Markgrafen von Bayreuth und dementsprechend ein überhöhter Wildbestand fügten dem Wald weiteren Schaden zu. Eine Wende kam erst, als das Fichtelgebirge 1810 der Krone Bayerns zugeordnet wurde. Die Forstleute versuchten, die Ödflächen durch Saat und Pflanzung wieder zu bewalden. Wie schwierig die Wiederbewaldung war, zeigt schon der Umstand, dass man nicht weniger als sechs verschiedene waldbauliche Verfahren anwandte.



„Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung übereinandergestürzten Granitmassen gibt einen Anblick, der mir auf allen meinen Wanderungen niemals wieder vorgekommen“, äußerte sich Johann Wolfgang von Goethe beeindruckt von den „Drei Brüdern am Rudolfstein“ im Fichtelgebirge. Fichten, Berge und Felsen prägen das Gebirge und geben ihm seinen unverwechselbaren Charakter.

Steigerwald und Haßberge

Im ehemals fränkischen Königswald mussten die ursprünglich von der Eiche beherrschten Wälder der Landwirtschaft weichen. Die Zisterzienser des Klosters Ebrach trieben die Rodung voran, nur die höheren Lagen mit der vorherrschenden Buche blieben bewaldet. Während in Siedlungsnähe die



Als Furnierholz ist die Buche heutzutage sehr begehrt. Die Buchenstämmen an der Waldstraße im Steigerwald warteten auf ein Höchstgebot, das sie in ein fränkisches oder gar chinesisches Furnierwerk bringt.

Aus einem Festmeter Buchenholz entstehen bis zu 800 Quadratmeter Furnier.

zunehmend unregelmäßige Entnahme von (Brenn-)Holz, die Nutzung der Waldstreu und der Vieheintrieb zu Verwüstungen führten, kam es entfernt von den Siedlungen kaum zu Waldnutzungen. Einmal, weil der Wald nicht für den Holztransport erschlossen war, zum anderen weil die geistlichen Herren hier lieber das „edle Waidwerk“ betrieben.

Erst im frühen 18. Jahrhundert wurde man sich mehr und mehr des Wertes der Wälder bewusst. In der Waldordnung des Bischofs von Würzburg aus dem Jahr 1721 werden die Forstleute zur Sorge um Waldpflege und nachhaltige Wirtschaftsweise angehalten: „So wollen und befehlen wir, daß dergleichen Holzabgab und Anweisung jedesmal durch die verpflichteten Forstbediente nacheinander schlagweis vorgenommen, abgemessen und angewiesen, ohne sonderbare Ursach und Notwendigkeit kein neuer Schlag gemacht ... werden soll ... Und damit aber auch die Waldungen durch Verkauf oder Abbauung der angewiesenen Eichbäume zum Bauwesen nicht zu Licht werden, oder endlich gar eingehen, und die Wildstände nicht ruiniert werden mögen, wird gnädigst hiemit verordnet, daß die Forstbedienten so ernanntes Holz abgeben, statt des abgehauenen gleich junge Hägreißer von Eichen oder Buchen, um die Waldungen in gutem Stand zu erhalten, dabei setzen, und so verwahren wollen, daß denselben von dem gehörnten und anderen Vieh kein Schaden geschehen möge ...“

Diese Waldordnung war bereits so fortschrittlich, dass erst 1851 unter der Kgl. Bayerischen Forstverwaltung ein weiterführendes Forsteinrichtungswerk erforderlich wurde.

Wurden bis in die 30er Jahre des letzten Jahrhunderts aus gut spaltbaren astfreien Starkbuchen des Steigerwaldes vornehmlich breite Malz- und Getreideschaukeln hergestellt, wofür sich ein eigenes Lokalgewerbe entwickelt hatte, so gehen heute die edlen Starkbuchen in die Schälwerke zur Herstellung von Furnieren. Die Haßberge liefern begehrtes Buchen- und Eichenstammholz.

Ende des 19. Jahrhunderts häuften sich in den mit robusten Fichten und Kiefern wieder aufgebauten Wäldern um München und Nürnberg die Katastrophen. Die ausgedehnten Nadelwälder waren anfällig für Insekten, Sturm und Schnee. Im Nürnberger Reichswald vernichteten die Raupen des Kiefernspanners zwischen 1892 und 1896 rund 10 000 Hektar Wald.

Der Nürnberger Reichswald

Der Spruch von den Totgesagten, die länger leben, gilt gewiss auch für den Nürnberger Reichswald. Er ist das älteste bekannte Erholungsgelände, das seit dem Mittelalter besucht wird. Schon vor gut über 600 Jahren ergingen sich die Nürnberger an der Buchenklinge. Im 8. Jahrhundert bereits zum





Bei der Streunutzung werden abgefallene Blätter, Nadeln, Zweige und Äste zusammengereicht und in den Ställen als Einstreu verwendet. Dem Wald wurden so über Jahrhunderte Nährstoffe entzogen, die Böden verarmten und neue Bäume wuchsen kaum an, die alten Bäume verkrüppelten. Im Nürnberger Reichswald wurden die Streurechte noch nach dem Zweiten Weltkrieg genutzt.

königlichen Bannforst erklärt, kam der Wald an die Stadt Nürnberg, als Kaiser Friedrich III. im 15. Jahrhundert „auf ewige Zeiten und unwiderruflich“ verfügte, dass „Unser und des Reichs Wälder rechts und links der Pegnitz samt Fürreuten, Forsthuben, Zeidlern, Forst- und Zeidelgerichten als Reichslehen bei der Stadt verbleiben“.

Eine erste Waldordnung ist schon aus dem Jahr 1294 bekannt, sie forderte von den Reichswaldförstern eine geregelte Bewirtschaftung. Dennoch war der Reichswald zu Beginn des 14. Jahrhunderts derart ausgebeutet und durch Brände verwüstet, dass der Kaiser den „Verlust seiner Gnade“ androhte. Zwei Jahrhunderte später war der Wald bereits wieder in einem derart desolaten Zustand, dass eine neue Waldordnung energisch den verstärkten Schutz der stadtnahen Wälder befahl. Vor allem der überhöhte Wildbestand war es, der im 18. Jahrhundert den scheinbar endgültigen Niedergang herbeiführte. Als Nürnberg seine Reichsunmittelbarkeit verlor und 1806 der Krone Bayerns unterstellt wurde, bot der ausgeplünderte Wald ein Bild des Jammers. Eine Waldbestandsaufnahme in den Jahren 1818 bis 1820 zeigte, dass ein Fünftel nur noch aus Ödflächen bestand, die zum Großteil mit verkrüppelten Kiefern bewachsen waren. Die Forstleute leisteten großartige Arbeit, im Lauf der Jahrzehnte wurde ein kräftiger Bestand an Altholzreserven herangezogen, doch 1893/94 vernichteten Raupen des Kiefernspanners – wie eine Heuschreckenplage – all die Arbeit. 32 Prozent der gesamten Fläche des Reichswaldes mussten kahl geschlagen werden. Versuche zur Einbürgerung von Laubbäumen schlugen damals weitgehend fehl, nur die Kiefer überdauerte in ihren Beständen, aus denen schließlich der „Steckerleswald“ der Nürnberger heranwuchs.

30 Jahre später erkannte Karl Rebel, Waldbaureferent im Bayerischen Finanzministerium, für den Reichswald noch eine ganz andere Gefahr, nämlich „das Sonntagspublikum, das in Stadtnähe jedweden Fichten- und Birken-Anbau unmöglich macht, weil es die frischgrünen Birken- und Fichten-Reiser samt und sonders aus Liebe zur Natur in Form von Sonntagsträußen heimschleppt“. Der Fachmann: „Kann alldem der Wald standhalten? Ich fürchte: nein. Der Reichswald ist verloren.“

Der Pessimismus war unbegründet, gleichwohl die Vernichtung des Reichswaldes – wegen Holzfrevell und Brandstiftung, wegen zertrampelter Kulturen und wilder Siedlungen, nicht zuletzt wegen der riesigen Flächenbeanspruchungen im „Dritten Reich“ – nur eine Frage der Zeit zu sein schien. Die Rettung kam erst spät: Nach Ablösung aller Altrechte wurde

1987 ein Reichswald-Programm gestartet, das die Pflanzung von Millionen jungen Eichen, Buchen, Hainbuchen und Linden vorsah. Wer – und sei es nur von der Autobahn aus – heute den Reichswald betrachtet, der erkennt den „Steckerleswald“ kaum wieder. Die Pflanzungen sind weitgehend abgeschlossen.

Der Oberpfälzer Wald

Die heutige Verteilung von Wald und Feld in der Oberpfalz geht vor allem auf die Zisterzienser in den im 12. Jahrhundert gegründeten Klöstern Prüfening, Kastl und Waldsassen zurück. Eisenerz im Tagebau hatte man hier schon in der Vor- und Frühgeschichte gefördert, gegen Ende des 13. Jahrhunderts aber setzten die Eisengewinnung und die Eisenverarbeitung in einer Größenordnung ein, welche die Oberpfalz zum Industriegebiet werden ließen, dessen wirtschaftliche Bedeutung für das Heilige Römische Reich durchaus mit dem Gewicht des Ruhrgebiets für unsere Zeit verglichen werden kann. Was das für den Wald bedeutete, belegt eine Berechnung aus dem Jahr 1475: Damals wurden innerhalb von zwölf Monaten nicht weniger als 169 350 Klafter allein für Holzkohle verbraucht – nach unserer Rechnung waren das 355 635 Festmeter Holz.

Das Ende dieser maßlosen Ausbeutung des Waldes begann sich erst abzuzeichnen, als einerseits nur noch verlichtete Kiefernbestände vorhanden waren und andererseits Produktionsstätten in den walddreichen Gebieten Tirols, der Steiermark und Böhmens zur Konkurrenz wurden.

Die Einbringung von Laubholz, vornehmlich der Buche, gehört heute zu den waldbaulichen Schwerpunkten im Oberpfälzer Wald. Die Tanne wird an geeigneten Orten gepflanzt oder sie verjüngt sich bereits natürlich. Die Jahrhunderte dauernde intensivste Nutzung des Waldes wird nur noch an Ortsnamen wie Altglashütte, an ehemaligen Köhlerplatten sowie an erhaltenen Hammerwerken und Hammerschlösschen erkennbar.

Lupine und Schwarzerle wurden als Unterbau in den 98-jährigen Wertholzkieferbestand im Forstamt Pfreimd in der Oberpfalz eingebracht. Die Aufnahme vom 16. Juni 1961 dokumentiert diese Maßnahme zur Bodenverbesserung.



Der Bayerische Wald

Der Bayerische Wald, der sich noch vor gut einem halben Jahrhundert mit seinem Bruder im Osten den Namen Böhmerwald teilte, wurde erst sehr spät im 12. Jahrhundert durch die Klöster Metten, Niederaltaich, Niedernburg und Weltenburg kolonisiert und noch später wirklich erschlossen. Der Eindruck unerschöpflichen Holzreichtums führte ab 1345 zur Einrichtung von Glashütten. Ursprünglich waren es Wanderhütten, die weiterzogen, wenn im Umkreis der Wald durch Ausplünderung oder Kahlschlag verwüstet war, dann folgten örtlich gebundene Glashütten, zu denen das Holz getriftet wurde. Dem Wald wurden dabei nur die Stämme entnommen, die sich ohne größeren Aufwand transportieren ließen. Der Waldforstmeister von Deggendorf, der 1752 die kurfürstlichen Hochwaldungen besichtigte, meldete der soeben ins Leben gerufenen Forstkommission nach München, dass die Hüttenmeister Bäume fällten, obwohl der Wald mit Windwürfen so überlagert sei, „daß zweihundert Mann in Jahr und Tag sie nicht aufarbeiten könnten“.

Vergangene Zeiten! Ist heute vom Bayerischen Wald die Rede, dann denkt man vor allem an den ersten deutschen Nationalpark, der hier 1970 eröffnet wurde. „Ein Ort der Erholung ist der inmitten geschlossener Wälder gelegene Nationalpark Bayerischer Wald, der in ausgedehnten Bereichen noch den ursprünglichen Charakter des alten Gebirgszuges wahrt. In den mächtigen Bergfichtenwäldern, die sich um Rachel und Lusen über Hänge und Gipfel ziehen, konnten urwaldartige Reste des natürlichen Pflanzenwuchses bis zur Gegenwart überdauern. ... Vom scheinbar unbedeutenden Insekt bis zu den Säugern, von der genügsamen Flechte bis zum vielhundertjährigen Baumriesen bietet die Natur ihren Geschöpfen die notwendigen Voraussetzungen zur Erhaltung der Art und damit zur Erhaltung der Gesamtheit in ihrer lebensvollen Vielfalt. Markierte Wege führen den Wanderer in die Abgeschiedenheit der Bergwälder, während die meisten Besucher sich in der äußeren Zone des Nationalparks erholen, wo großzügig in das Landschaftsbild eingefügte Gatter Tiere beherbergen, die einst in diesen Wäldern beheimatet waren. Lehrpfade geben Auskunft, Ruheplätze laden zur Muße ein.“ (Bayerische Waldlandschaften im Wandel der Zeit, 1982). In den letzten Jahren hat, ausgelöst durch eine Massenvermehrung der Borkenkäfer, in den Hochlagen die natürliche Verjüngung des Waldes begonnen.



Bereits 1914 wurde das Höllbachgespreng am Osthang des Großen Falkensteins im Bayerischen Wald als „Schongebiet“ aus der forstlichen Nutzung genommen.



Zwischen Donau und Alpen

In der Tat als Solitär ist dieser Bergaborn bei Balderschwang im Forstamt Sonthofen zu bezeichnen.

Abgesehen von den Salinenwäldern, die in erster Linie der Bereitstellung des Sudholzes dienten und dem Bergbau um Aschau und Bergen, war der Energiebedarf der Bevölkerung, besonders in den aufblühenden Städten, der Maßstab für den Zustand des Waldes. Hinzu kam der übliche Vieheintrieb. Gleichzeitig lieferte der Wald den Rohstoff Holz für Bau, Handwerk und Kunst, stellte die Basis für die Arbeit von Köhlern, Pechsiedern, Rußbrennern und auch Imkern.

Nach der Säkularisation beschrieb das Ministerial-Forstbureau den Zugewinn an Wald: „Sehr wesentlich verschieden zeigt sich die Waldvegetation in den Vorbergen und dem hügeligen Terrain von jener in den Ebenen. Während auf letzteren nur die Fichte, die Föhre und die Birke erscheint, die

Tanne ganz fehlt, die Buchen und Eichen nicht mehr nachgezogen werden können, ... tritt dort, namentlich in den Vorbergen, und insbesondere in Schwaben, die üppigste Waldproduktion in geschlossenen Beständen sowohl als in älteren kolossalen Stämmen, auf.“

Nahezu das ganze 19. Jahrhundert hindurch wurde am Wiederaufbau der Wälder gearbeitet. Seit 40 Jahren nun verjüngen die Forstämter die Fichtenbestände unter Beteiligung von Mischbaumarten wie Buche, Eiche und Tanne.

Der Ebersberger Forst

Fridanc, Spruchdichter in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, sprach den kleinen Leuten sicherlich aus dem Herzen, als er in seine Sammlung „Bescheidenheit“ (was so viel wie Bescheidwissen bedeutete) den Zweizeiler aufnahm: „Dem reichen Walde lützel [wenig] schadet, ob sich ein man mit holze ladet.“ Offenbar hat dies dem Wald aber auch damals schon nicht gut getan, denn nur ein paar Jahrzehnte später erließ der Benediktinerabt von Ebersberg (der Westteil des Ebersberger Forstes, der „Anzinger-Eglhartinger Forst“, war kurfürstlicher Forst, der östliche Teil bis zur Säkularisation Klosterwald) ein „Forst-Weistum“, das als älteste deutsche Forstordnung angesehen wird. Im Ebersberger Kloster schaute man auch später gewissenhaft auf sein Sach. In einer Forstordnung aus dem Jahr 1565 wurde bestimmt, dass man „hinter jeden Schlag gegen den Nidergang der Sonnen ein schächtl holz stehen lass, damit dasselbig den großen gewalt des Wintes aufhalt“. Nichts anderes als frühe Bestimmungen zum Schutz des Waldes!

Trotz aller Verordnungen wurde der Ebersberger Forst weiter ausgeplündert, Schaden richtete vor allem die Streunutzung an. Ein Problem bereitete der stark angewachsene Wildbestand, denn die Äsung suchenden Tiere wechselten nachts auf die angrenzenden Felder und richteten schwere Flurschäden an. Der Ebersberger Forst wurde daraufhin zum Wildpark erklärt und mit einem Eichenzaun eingefriedet. Weit stärkere Einbußen aber als durch Streunutzung, Viehweide und Wildverbiss hatte der Ebersberger Forst durch Hagelschäden und Sturmwürfe zu erleiden – Katastrophen, die sich allerdings relativierten, als 1890 die Nonnenraupen nahezu die Hälfte des Waldes kahl fraßen. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es: „Der Falterflug zur Hauptschwärmzeit war ungeheuer. Namentlich in den kahlgefressenen Beständen glich er einem Schneegestöber.“

Die großen Fichtenforste wie der Ebersberger Forst waren den Kräften der Natur nicht gewachsen. Der Nonnenfraßkatastrophe des Jahres 1892 folgten Stürme, so dass nahezu der gesamte Ebersberger Forst am Boden lag. Die Wiederaufforstung dieser riesigen Kahlflächen dauerte fast vierzig Jahre.





Förster verjüngen den Wald aus gutem Grund von Ost nach West, also gegen den Wind. Die Luftaufnahme zeigt den Umfang der 1990 nach den Stürmen „Vivian“ und „Wiebke“ entstandenen Kablflächen im 250-jährigen (Geräumte)raster des Ebersberger Forstes.

Die Fichte ist heute immer noch die prägende Baumart des Ebersberger Forstes. Es wurden und werden ihr aber Kiefern, Lärchen, Tannen, Buchen, Eichen, Linden und weitere Laubbäume beigegeben. Auf dem welligen Moränengelände des ehemaligen Klosterforstes steht heute ein artenreicher Wald. Und Gefahren jüngerer Datums für den Ebersberger Forst wurden auch abgewehrt: Der Großflughafen München wurde im Erdinger Moos gebaut und für den in den 1960er Jahren hier geplanten Protonenbeschleuniger besteht keine Notwendigkeit mehr.

Die Reichenhaller Salinenwälder

Salz hat die Geschichte der Bergwälder um Reichenhall, Berchtesgaden und im Salzkammergut geprägt, denn zum Salzsieden braucht man Holz, und das in gewaltigen Mengen. Holz aus den Urwäldern hatte schon unter den Sudpfannen der Kelten gebrannt. Nach der Herrschaft der Römer war die Salzgewinnung zum Erliegen gekommen, erst von den Agilolfingern ist dann wieder bekannt, dass sie Eigentümer von Sudpfannen waren. Um das Jahr 700 schenkte der bayerische Herzog Salzburgs erstem Bischof Rupert einen Teil der Pfannen und die dazu gehörenden Wälder – ein Geschenk, das Streitereien und auch blutige Fehden auslöste, die erst 800 Jahre später durch den Vertrag von Mühldorf beendet wurden.

Ein „Waldpuech“ regelte im Jahr 1529 Eigentumsverhältnisse und Bewirtschaftungsformen. Planmäßiger, aber auch intensiver wurde fortan das Salz gewonnen, entsprechend wurden die Salinenwälder genutzt. Unter einem „Salzmayer“ als Leiter des vereinten Salz- und Holzwesens wurden die Wälder bereits nach dem Prinzip der Nachhaltigkeit genutzt. 1661 beschrieb dies ein Reichenhaller Ratsschreiber: „Gott hat die Wäldt für den Salzquell erschaffen auf daß sie ewig wie er continuieren mögen. Also solle der

Mensch es halten: Ehe der alte aufgehet, der junge bereits wieder zum verhackhen hergewaxen ist.“

Der Einschlag des Holzes in den Salinenwäldern – 1611 zum Beispiel in Reichenhall 336 000 Raummeter als Bau- und Brennholz für die Salinen sowie als Werk-, Bau- und Nutzholz für die Bevölkerung – war organisatorisch sehr aufwändig. Ein noch größeres Problem war aber der Transport nach Reichenhall. Das Holz musste auf der Leoganger und Glemmer Ache sowie auf der Saalach getriftet werden. Als sich schließlich der Transport des Holzes zu den Sudpfannen als zunehmend unwirtschaftlich erwies, ging man Anfang des 17. Jahrhunderts den umgekehrten Weg und brachte das Salz zum Holz. Es wurde eine Soleleitung von Reichenhall nach Traunstein gelegt. 200 Jahre später wurde eine Leitung bis nach Rosenheim gebaut, sodass man nun auch das Holz aus dem Tegernseer und Schlierseer Raum nutzen konnte.

Um schließlich einen jahrhundertealten Streit um Eigentumsverhältnisse und Nutzungsrechte zu beenden, wurde 1829 mit der „Convention zwischen Bayern und Österreich über die beyderseitigen Salinen-Verhältnisse“ Klarheit geschaffen. Dieser älteste heute noch gültige Staatsvertrag, der 1957 erneuert wurde, regelt auch die Holzgewinnung in den heutigen bayerischen Saalforstämtern auf österreichischem Staatsgrund.

Für das Verhältnis zwischen Wald und Salz hat die Salinenkonvention allerdings nur noch sehr indirekte Bedeutung. Veränderte Transportmöglichkeiten, neue Energieträger und andere Gewinnungstechniken befreiten die Salinenwälder von ihren Aufgaben. Die Gebirgswälder werden wieder zu Bergmischwäldern aus Fichte, Tanne und Buche. Sie sind Schutzwald gegen die Gefahren von Erosion, Steinschlag und Lawinen.



Das Ölgemälde von J. Wegner aus dem Traunsteiner Salinen-Zyklus von 1750 zeigt die Holzarbeit in den Salinenwäldern. Die Salzgewinnung war wegen des immensen Holzbedarfs für die Befuerung der Sudpfannen ständig von „Holznot“ bedroht. Deshalb wurde hier schon früh eine geordnete Holzernte und -bringung durchgeführt, die Anstoß für viele Entwicklungen der Holzwirtschaft gab – etwa im Bau aufwändiger Loiten, Triftanlagen und Riesen.



Als die Holzvorkommen der Reichenhaller Salinenwälder den hohen Bedarf der Salinen nicht mehr decken konnten, entschloss man sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts zum Bau einer Soleleitung von Reichenhall nach Traunstein, um das walddreiche Trauntal nutzen zu können. Im Gegensatz zu den metallenen Robren der Aufschlagwasserleitung bei Nagling, wie sie die Fotografie von 1995 zeigt, waren die Robre der 1617 von Hans und Simon Reiffenstuel gebauten Soleleitung aus Holz. Da es in dieser Gegend kaum Lärchen gab, die sich dafür am besten geeignet hätten, musste man auf Tannen- und Fichtenholz zurückgreifen. Die Herstellung der so genannten Deicheln erforderte großes Geschick. Die 4 Meter langen Stämme wurden in einer Weite von ca. 12 Zentimetern aufgebohrt, wobei man darauf achten musste, den Bohrer gerade zu führen, damit die Stämme nicht platzten. Vor der Verwendung wurden die Deicheln in eigens dafür angelegten Wasserbecken gelagert.

Von der Fällaxt zum Computer – die Arbeit im Wald

„Die im Dienst der Holzmeister befindlichen Holzknechte beginnen ihre Arbeit mit Tagesanbruch nach eingenommenem Frühstücke, welches gewöhnlich aus einer Wassersuppe oder einer aus Wasser, Mehl und Schmalz gekochten Speise, sogenanntem Retzel, Muß oder Schmarrn besteht und das sich jeder Holzknecht gewöhnlich selbst bereitet. Um elf Uhr ist abermals Eß- oder Mußzeit, wo ein ähnliches Gericht bereitet wird oder auch sogenannte Knödel, Schmalzkneifeln, Nocken, Nudeln etc. etc. gekocht werden. Frisches Quellwasser ist das Getränk. Um zwölf Uhr wird dann wieder zur Arbeit geschritten, welche bis zur Abenddämmerung fort dauert. Nach eingenommenem Abendimbisse, der in einer ähnlichen Mehlspeise wie Morgens und Mittags besteht, begeben sich die Arbeiter zur Ruhe ...“ Dieser Tagesablauf der Holzhauer wurde 1860 in den „Forstlichen Mittheilungen“ des Ministerial-Forstbureaus veröffentlicht. Er galt für die Holzmeister- und Gespannschaften der Salinen-Forstbezirke, die schon vor Jahrhunderten einen speziellen Fällungsbetrieb sowie den Nah- und Ferntransport des Holzes entwickelt hatten. Das Holzmeistersystem hielt sich im Gebirge bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Die Hauer- und Bringerlöhne lagen hier und im Spessart wesentlich über den Löhnen in den anderen bayerischen Gebieten, in denen der Holzhauer oft nur ein einfacher Tagelöhner war.

Die Holzbauer – in den Salinenwäldern als „Holzknechte“ und seit den 1950er Jahren offiziell als „Waldarbeiter“ bezeichnet – mussten es auf sich nehmen, oft eine Woche oder länger in notdürftigen Unterkünften im Wald zu hausen.



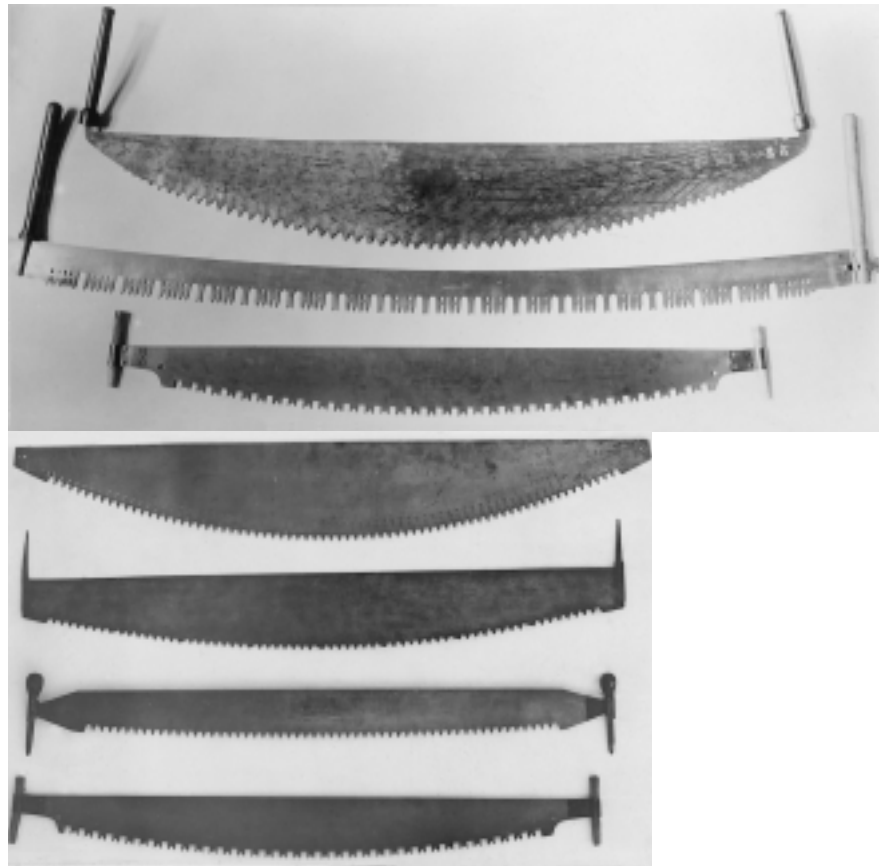


*Das 1896 gestiftete Tisch-
zeichen der Miesbacher
Holzknechte aus dem
Holzknechtmuseum in
Ruhpolding versammelt
im Mittelfeld die Arbeits-
geräte der Holzbauer:
Triftstange, Äxte, Spalt-
hammer, Keile, Sappie,
Wiegssäge, Schälleisen,
und nicht zu vergessen
das Wasserfässchen zur
Erleichterung der schweiß-
treibenden Arbeit. Von
Berufsstolz kündigt die
Inscription „Es lebe d.[er]
Holzknecht“.*



Wiegessäge und Axt, Sappie und Ross – und eine gesunde Lebenseinstellung brauchten die Holzbauer, hier im Werdenfeller Land, für ihre schwere und gefährliche Arbeit.

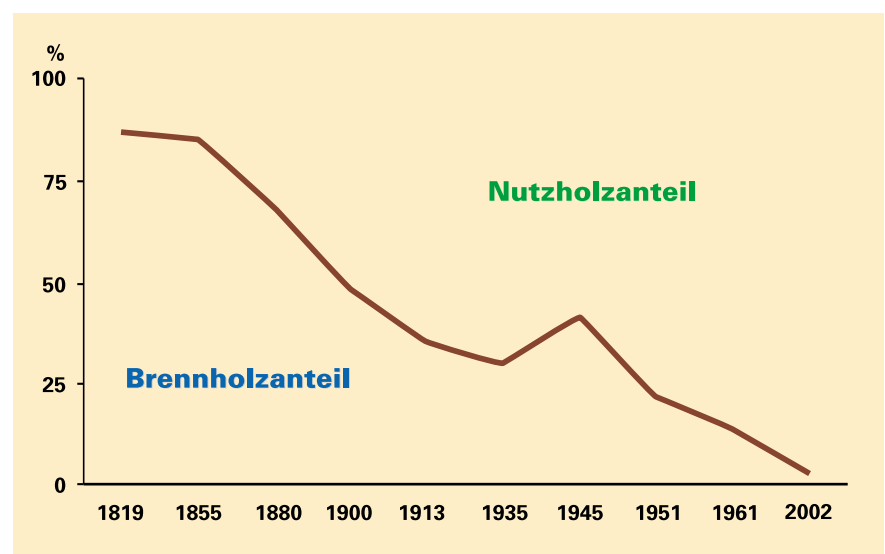
Für den heutigen Betrachter haben diese unterschiedlichen Sägeblätter fast künstlerischen Charakter. Im Wald galten die leisen Sägen lange Zeit als „Schinderbleche“ der Holzfrevler.



In den Wäldern des Königreichs dienten bis Mitte des 19. Jahrhunderts über drei Viertel des geschlagenen Holzes als Brennholz für Haus und Industrie. Einschlag und Aufarbeitung des Holzes erfolgten lange durch den Käufer. Die Holzhauer arbeiteten mit Fällaxt, Astaxt und Spaltaxt. Die Arbeitsgeräte wurden vom örtlichen Schmied kostengünstig hergestellt. Die Verwendung der teureren Säge war in manchen Gebieten seit etwa 1760 angeordnet, in den Salinenwäldungen erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Mühselig gestaltete sich viele Jahrhunderte lang die Holzausfuhr aus dem Wald. Stammholz zog man mit Ochsen und Pferden zu Rampen, an denen

Über Jahrhunderte war Brennholz das wichtigste Holzprodukt des Waldes. Industrialisierung und der Einsatz anderer Brennstoffe kehrten die Verhältnisse um. Mit dem Nutzholzbedarf in Industrie, Bau und Gewerbe überstieg der Nutzholzanteil in den Staatswäldern mit 70 Prozent innerhalb kurzer Zeit den Anteil des Brennholzes. (Entwurf: J. A. Volland, München, Grafik: W. Felber, Ottobrunn)





Mit dieser kühn anmutenden Sägekonstruktion wurden gleich im Wald Schwellen für den Eisenbahnbau angefertigt. Einseitlich gesägte Model wurden mit der Axt sauber geschlagen (vorne), mit der Gestellsäge besäumt und längs eingeschnitten (Mitte) und für Trocknung und Abtransport gestapelt (links).

Die in den 1950er Jahren entwickelten leichteren Motorsägen revolutionierten die Waldarbeit, die zwar lärmender, aber auch leichter wurde.



die Fuhrwerke beladen wurden. Brennholz wurde auf der Schulter oder in der Kraxe zu Ochsen- und Pferdewagen geschleppt. Das Holz wurde aus dem Wald getriftet und für den Ferntransport auf Flößen weitertransportiert. Tannen aus dem Frankenwald kamen so – wie erwähnt – als „Holländerholz“ bis nach Amsterdam, Bayerwaldholz und Gebirgsholz über die Donau bis nach Wien. München und Augsburg wurden über Isar und Lech aus dem Gebirge versorgt.

Trift und Flößerei lagen in Schwaben und Oberfranken sowie beim Ferntransport in den Händen privater Flößerherren, die das Holz oft schon auf



Bis in die 1950er Jahre arbeitete man im Wald weitgehend ohne Maschinen, wie hier mit der Zweimannssäge.



Heute kaum mehr vorstellbar ist der Aufwand, der betrieben werden musste, um das Holz aus den Wäldern zu schaffen. Diese Loiten und Riesen wurden mehrere Jahre lang benutzt.



Trift und Flößerei waren bis ins 20. Jahrhundert ein ebenso einträglicher wie unverzichtbarer Wirtschaftsfaktor. Seit den 1950er Jahren sind die „Gaudi-Flößfahrten“ ein – ebenfalls lukrativer – Tourismus- und Freizeitfaktor. Zu sehen ist hier die Blöchertrift im Flanitzbach bei Frauenau im Jahr 1930.



Eindrucksvoll belegt diese Aufnahme der „Kali und Salz AG. Landwirtschaftliche Beratungsstelle“ die Dimensionen einer Papierholz-Trift am 13. Juni 1958 auf dem Regen bei Fällerechen in der Gemeinde Theresienthal im Landkreis Regen/Niederbayern.

dem Stock kauften, auf eigenes Risiko fällen und bringen ließen. Im Gebirge und im Bayerischen Wald wurde die Trift überwiegend von der Forstverwaltung selbst betrieben. Der Ausbau der Trift stellte eine große technische und auch finanzielle Herausforderung dar, weil, wie die Forstverwaltung 1861 festhielt, „Anlage und Unterhaltung von Klausen, Wogen, Kanälen, Schleusen, Spiegelfallen, Beschlächten, Holzfängen und Rechen, das Räumen der Triftbäche, die Beschaffung und Unterhaltung der Requisiten etc. sehr bedeutende Kosten in Anspruch“ nahmen. Am Ende der Triftstrecken befanden sich Holzhöfe und Holzgärten, wo das Holz „zur Bequemlichkeit des Publikums“ abgegeben wurde. Der Handel mit Floßholz blühte ab Mitte des 19. Jahrhunderts auf, nicht zuletzt dank der „verbundenen Verbringung der Roherzeugnisse der Gebirgsländer, als behauener Steine, Kalk, Gyps, Kohlen, Torf etc. und verschiedener Victualien“.

Im Gebirge wurden die mit der Axt gefällten Stämme in freiem Treiben die Hänge hinuntergelassen. Waren die Vorräte entsprechend groß, so wurden Riesen oder Loiten angelegt: In Gräben oder Rinnen konnte das Holz einigermaßen kontrolliert den Berg hinunterschießen. Im 19. Jahrhundert begann man damit, umfangreiche Konstruktionen anzulegen: Die halbkreisförmigen Rinnen liefen über ganze Hänge, überquerten Gräben und Schluchten und waren von den Holzhauern so ausgewogen konstruiert, dass das Holz sich mit dem nötigen Schwung bis zum Endpunkt fortbewegte. Im Winter wurde das Holz auch mit Schlitten zu Tal gebracht. Sogar Hunde wurden dazu herangezogen, die schweren Schlitten wieder bergauf zu ziehen.

Die beginnende Industrialisierung wirkte sich auch auf die Arbeit im Wald aus, Brennholz wurde zunehmend durch Kohle ersetzt. Für den Unter-



Der hl. Vinzentius, hier eine Darstellung aus der Maria-Hilf-Kapelle in der Valepp südlich des Spitzingsees, ist mit dem Triftbaken als Schutzpatron der Holzhauer ausgewiesen. Der Palmenzweig bezieht sich auf sein Märtyrertum.

Die gewöhnlichen (Trocken-)Riesen dienten der Beförderung starker Blöcher von mindestens 2,2 Meter Länge (links), die (Wasser-)Brennholzriesen, die wie ein kleiner Bachlauf funktioniert, war für etwa 1 Meter lange Scheite gebaut (rechts).



Auch Schlitten wurden als Transportmöglichkeit für die im Sommer und Herbst eingeschlagenen Stämme genutzt. Die Aufnahme aus dem Forstamt Kleinphilippsreuth zeigt den Transport von 9 Meter langen Stämmen. So ließen sich die schweren Stämme leicht transportieren, allerdings nur in flach geneigtem Gelände, da sonst unkontrollierbare Baumgeschosse entstanden wären. Um dies zu verhindern und für die Lenkung läuft der hintere Schlitten verkehrt herum.

tagebau waren gewaltige Mengen an Grubenholz zur Stützung der Schächte nötig, auch Bau- und Schnittholz wurden verstärkt nachgefragt. Für die Papierproduktion schließlich war Schleifholz erforderlich. Statt Brennholz wurde von der Kgl. Forstverwaltung nun vermehrt Nutzholz verkauft, dessen Anteil von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs von 15 auf über 60 Prozent stieg. Dies führte in Teilen Bayerns zu Brennstoffmangel, der durch die Nutzung von Stock- und Wurzelholz ausgeglichen wurde. Ende des 19. Jahrhunderts wurden jährlich rund 300 000 Festmeter aus dem Staatswald ausgegraben bzw. später durch Stockrodemaschinen herausgezogen.

Nach wie vor konnten die Waldarbeiter trotz eines hohen körperlichen Einsatzes an jeweils zehn Arbeitsstunden pro Tag nur relativ wenig Holz gewinnen. Dazu kam, dass die besser zahlende Industrie Arbeitskräfte abzog, während die staatlichen Forstverwaltungen die Löhne nur sehr zögerlich aufbessern konnten. Im Salinenwald wurden ab 1850, in Schwaben und Niederbayern ab 1860 private Waldarbeiter-Unterstützungsvereine





gegründet – um 1900 bestanden dann an 66 bayerischen Forstämtern Waldarbeiterhilfskassen als Kranken- und Begräbniskassen, als Alters-, Invaliden-, Witwen- und Waisenkassen. Wie notwendig diese Kassen waren, belegen einige überlieferte Zahlen: Innerhalb von nur 20 Jahren vor 1908 verunglückten im Kgl. Bayerischen Staatsforst 369 Holzhauer tödlich. Selbst zwischen 1950 und 1960 waren noch 90 Tote zu beklagen.

Gleichzeitig mit dem verstärkten Einschlag von Nutzholz wurden Änderungen im Waldwegebau vordringlich. Weil die Wege hoher Belastung nicht gewachsen waren und die Bringungstechnik nicht ausgereift war, konnte oftmals nur ein einziger Stamm je Gespann befördert werden. Der Ruf nach einem „wohlgeplanten und gut unterhaltenen Wegenetz“, den der Kgl. Forstmeister und Dozent für forstliche Baukunde in Aschaffenburg, Dotzel, 1898 in seinem „Handbuch des forstlichen Wege- und Eisenbahnbaus“ hatte laut werden lassen, musste zwangsläufig gehört werden. Hatte es 1860 in Bayerns Staatswald erst 785 Kilometer befestigte Forststraßen gegeben, dazu 5 500 Kilometer Erdwege und 1000 Kilometer Schlitten- und Ziehwege, so

Die Miene des Holzknechts, der hier mit seiner zentnerschweren Last zu Tal fährt, lässt nichts von der Lebensgefahr ahnen, die mit dieser Art von Holztransport verbunden war.

Im Winter wurden am Holzlager die Blöcher (Stammabschnitte) mit dem Sappie (von frz. sapin, die Tanne) „gepoltert“. Mit ihrem Geschick bewegten die Holzknechte Tonnengewichte.



Damit man Windwurfholz, das bei Stürmen um 1920 in großen Mengen anfiel, gleich am Ort des Geschehens aufarbeiten konnte, wurde im Roggenburger Forst in Schwaben ein Sägewerk betrieben.

Lange Zeit unentbehrlich war der Einsatz von Pferdegespannen zum Abtransport der Stämme aus dem Wald.



Der Siegeszug der Eisenbahn brachte nicht nur Holz, Kohle und Torf rasch über weite Strecken zu den Verbrauchern, umgekehrt kam die Eisenbahn auch in den Wald. Im Forstamt Schliersee mussten für die Schmalspur-Wald-eisenbahn umfangreiche Bauwerke errichtet werden.



Für die Erschließung des Staatswaldes erarbeiteten die Förster in den 1890er Jahren Wegebaupläne, die nicht nur der „augenblicklichen Erfordernis“, sondern längerer Nutzung genügen sollten. Das in mühevoller Handarbeit gesetzte Gestück ist so gut eingebaut, dass viele Wege noch heute den Holztransport aushalten.





Das Holzrücken, also der Abtransport des Holzes, stellte zu allen Zeiten eine Herausforderung dar. Erst in den 1920er Jahren wurde die Muskelkraft durch Maschinen ersetzt. Mit dem Rückbogen (links) wurden die Holzblöcher in Form von Stammabschnitten nach mittelalterlichem Kranprinzip herausgeholt und mit dem Schlepper (rechts) bewegt.

durchzogen 100 Jahre später 9000 Kilometer Forststraßen die Staatswälder. Im Jahr 2001 ist der Staatswald mit knapp 22000 Kilometern ausreichend erschlossen.

Der Ausbau des Eisenbahnnetzes kam dem Wald in zweierlei Hinsicht zugute: Einmal wurde mit dem Verkauf des benötigten Schwellenholzes Geschäft gemacht, zum anderen konnte Holz jetzt über große Entfernungen transportiert werden, vor allem das direkt in Waldnähe in Sägewerken veredelte Schnittholz. Dazu kam, dass die Verlegung eines zeitlich begrenzten Schienennetzes, nicht zu aufwändig war. Auf Schmalspurbahnen wurden beispielsweise die Millionen Festmeter Holz weggeschafft, die infolge der Schäden durch Nonnenraupen im Ebersberger und im Forstenrieder Park sowie im Nürnberger Reichswald geschlagen werden mussten. Die Spiegelauer Waldbahn war um das Jahr 1930 an die 100 Kilometer lang und beförderte im Jahr bis zu 100000 Festmeter Holz. In den 1920er und 30er Jahren entstanden Waldbahnen in Fall, Spitzingsee, Reichenhall und Ruhpolding.

Der allgemeine technische Fortschritt und der Zwang zu Rationalisierung machten sich in den 1920er Jahren auch bei der Arbeit im Wald bemerkbar. An der Münchner Universität wurden am Lehrstuhl für Forstbenutzung Arbeitsgeräte und Arbeitsverfahren entwickelt und geprüft. Das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit (1921) und der Reichsausschuss für Arbeitszeitermittlung (1925) führten die genaue Messung der Arbeitsabläufe ein, auf deren Basis angemessene Stücklöhne und entsprechende Holzernte-

Lastkraftwagen der Firma Glogger aus Augsburg transportierten in den 1930er Jahren Stämme von etwa 26 Meter Länge.

